

Rein die Seele, schmutzig die Rüstung

Das „Game of Thrones“-Prequel „A Knight of the Seven Kingdoms“ unterläuft genial die Erwartungen

Wie viele Königreiche es in den „Seven Kingdoms“ auf dem „Game of Thrones“-Kontinent Westeros eigentlich gibt, ist eine der Fragen, die in der neuen Serie „A Knight of the Seven Kingdoms“ diskutiert werden. Die Antwort scheint so auf der Hand zu liegen wie bei dem bekannten Quatschrätzel: Was macht Ticktack, und wenn sie runterfällt, ist die Uhr kaputt? Aber weit gefehlt: Es sind nicht sieben, sondern neun. Das behauptet Egg, der glatzköpfige Kinderknappe von Ser Duncan dem Großen (toll tumb gespielt vom Ex-Rugbyspieler Peter Claffey), und untermauert die These sogleich, bevor er zur Strafe für den vermeintlichen Unsinn eine Kopfnuss riskiert.

JAN KÜVELER

Ähnlich unübersichtlich wie der Fantasy-Föderalismus ist inzwischen der deutsche Markt der Streamingdienste. Sky, Wow (mehr oder weniger dasselbe), natürlich der Platzhirsch Netflix, Paramount+, der Telekom-Dienst Magenta, Disney+, Amazons Prime Video, Apple+, RTL+, Joyn, MUBI (für die Art-house-Fans), DAZN, Filmfreund (kostenlos mit Bibliotheksmitgliedschaft), und so geht es noch eine Weile weiter. Jetzt kommt ein neuer hinzu, wie der nächste Anwärter aufs Ritterturnier, den bislang niemand auf dem Zettel hatte: HBO Max.

Das ist die neue Ausspielstätte des amerikanischen Bezahlsenders HBO, der sich auf die Fahnen schreiben darf, die moderne Revolution des seriellen Fernsehens Ende der 1990er-Jahre überhaupt losgetreten zu haben – mit legendären Formaten wie „Sopranos“, „Six Feet Under“ oder „The Wire“. Nachdem das hochkarätige Lehen hierzulande jahrelang von Sky verwaltet wurde, emanzipiert sich der Sender mit sofortiger Wirkung und bestellt seine Felder selbst – für Abgebühren zwischen 5,99 und 16,99 Euro. Komplettistische Couchpotatoes, die nichts verpassen wollen, müssen allmählich tief in die Tasche greifen. So viel sei schon mal verraten: Das Prequel zu „Game of Thrones“ lohnt die Investition auf jeden Fall. Übrigens erfolgt der Senderstart zu pikanter Zeit: HBO gehört zum Medienkonglomerat Warner Bros. Discovery, um das sich Netflix und Paramount gerade eine Bieterschlacht liefern, mit Beträgen, so astronomisch, dass die Maesters von Westeros hinter ihren Fernrohren mit den Ohren schlackern dürften.

Volatile Loyalitäten und Ränkespiele der mächtigen Häuser passen jedenfalls zu George R. R. Martins Mittelalter-Fiktion wie Ser Duncans Faust auf das Auge von Aerion Targaryen, dem Zweiten oder Dritten in der Eisernen Thronfolge. So genau blickt man nicht durch, zu

viele Drachenlords (wie die Targaryens nach ihren bevorzugten, wenngleich vorerst noch ausgestorbenen Haustieren heißen) laufen hier durchs Bild.

Die Handlung von „A Knight of the Seven Kingdoms“, basierend auf einer Reihe von novellistischen Nebenwerken Martins, spielt ein Jahrhundert vor „Game of Thrones“. Ganz offenkundig wollen die Serienmacher einen Kontrapunkt setzen zu der ausufernden Pathos-Klitsche des Vorbilds. Statt Weltpolitik gibt es ein einziges kleines Ritterturnier im unbedeutenden Nest Ashford („Lord Ashford vögelt seine Schafe“, brüllt ein vorfreudiger Zuschauer zum Startschuss). Statt ikonischem Vorspann mit aus einer Weltkarte per Zahnrad aufsteigenden Bauwerken geht jede der sechs Episoden ohne Umschweife los. Mit jeweils 30 Minuten sind sie nur halb so lang wie die der großen Geschwisterserie.

„If they go high, we go low“, mögen sich die Macher gedacht haben. Schelmisch spielen sie in der Auftaktscene das berühmte musikalische Motiv – Da-Da-Dadada-Da, Dadada-Da – kurz an, nur um es in einer Diarrhö-Kanonade ausklingen zu lassen: eine Masterclass im souveränen Unterlaufen von Erwartungen.

Ob die Welt wirklich eine parodistische Ritterserie gebraucht hat, mag man sich fragen, eine



Heckenritter auf Abwegen: Ser Duncan (Peter Claffey)

klos“ umschiffte woke Klischees stilischer, steckt voller irrer Unikate und hinreißender Plottwists, die man zwar mitunter 30 Metern gegen den Wind riecht, aber auch das passt: Ser Duncan bekommt in gefühlt jeder zweiten Szene reingedrückt, wie sehr er stinkt.

Der Mann ist ein Heckenritter, also einer von der besonders traurigen Gestalt, wie ihm selbst abgehalfterte Huren mitleidig versichern – ohne Herren, ohne Haus. Ehrlich gesagt, gibt es sogar Zweifel an seiner Ritterlichkeit, also der offiziellen. Eine reine Seele ist er hingegen unbedingt, dumm wie Stroh dazu, aber das ist dafür ja förderlich.

Nach traumatischer Kindheit – die uns eine späte Rückblende nahebringt – verdingte er sich jahrelang als Knappe eines versoffenen Heckenritters, der das Herz allerdings am richtigen Fleck hatte – in Westeros bekanntlich eine biologische Rarität. Nun will er es zum Ritter bringen. Die Serie folgt seiner Aventure, kurzweilig, witzig und – der ununterbrochen behaupteten Underdoghaftigkeit zum Trotz – letztlich historisch ungeheuer bedeutsam für alles, was in „Game of Thrones“ noch kommt.

BILDBETRACHTUNG



Wie ein Rhizom, ein vielfach miteinander verbundenes Wurzelgeflecht, ziehen sich die Ginkgobäume durch Deutschland. Ihr maßgeblicher Gärtner ist **Goethe**. 1815 setzte er einem **Ginkgo** ein gedichtetes Denkmal. Die zweigeteilte Blattstruktur diente dem damals 66-Jährigen als Metapher, um eine verbotene Liebe in Worte zu fassen, zu Marianne von Willemer, der 20 Jahre jüngeren Frau eines Frankfurter Freundes. Das Gedicht „Gingo biloba“ (ohne „k“) brachte die chinesische Art, einzige überlebende Vertreterin der Ginkgoales, durch den „West-östlichen Divan“ einer breiten Öffentlichkeit nahe. Lange hieß es, der Baum des Anstoßes habe auf der Stückterasse des Heidelberger Schlosses gestanden. Später wurde ein Rödelleheimer Exemplar als Corpus Delicti identifiziert. Um das Jahr seiner späten Liebesentflammung herum hieß Goethe den Weimarer Hofgärtner Johann Conrad Scell hinter dem Fürstenhaus in der heutigen Puschkinstraße einen Ginkgo setzen, der dort bis heute steht.

Für den nächsten Ginkgo kann Goethe nach allem, was bekannt ist, nichts, zumindest abgesehen von der PR-Wirkung seines vegetabilen Liebeswerbens. Jener Baum steht, riesenhaft und von den Zeitläuften scheinbar unbeeindruckt, im Botanischen Garten der **Universität Marburg**. Die ungarische Filmemacherin **Ildikó Enyedi** setzt ihm nun in „Silent Friend“ ein bezauberndes Denkmal. In seinem Schatten kreuzen sich drei Generationen. Da ist zuerst die erste weibliche Studentin überhaupt, gespielt von **Luna Wedler**, die die Herren Professoren mit ihren Anzügen und Anzüglichkeiten alt aussehen lässt. Dann ein schüchterner Student in den 1970ern, der über eine aussichtslose Affäre mit einer Kommilitonin seine Leidenschaft für eine Geranie entdeckt. Schließlich der große Wong-Kar-Wai-Schauspieler **Tony Leung** als Hongkonger Gastprofessor, der mitten in der Pandemie menschliche Neuronen mit den Synapsen des Ginkgos kurzschließt. Klingt seltsam, so auf dem Papier. Aber auch Papier ist aus Holz gemacht und ein stummer Zeuge der radikalen Nähe von Mensch und Baum. küv

KURZKRITIKEN

BACH-KANTATEN KLASSIK

Vom Kirchenjahr her befinden wir uns in einer Zwischenzeit. Weihnachten ist vorbei, die Passionszeit leuchtet dunkel von fern. Da haben wir eine frohe Botschaft. Das müssen keine nachtschwarzen, spaßbefreiten Wochen werden. Jedenfalls, wenn es nach **Sébastien Daucé** geht. Der ist Franzose, Musikforscher, Experte für französische Extrembarock. Jetzt hat er mit seinem kommunikationsfreudigen Ensemble Correspondence Kantaten des jungen, milden Bach aufgenommen. „Christ lag in Todesbanden“ heißt Daucés hoffentlich nur erster Ausflug



ins Kantatenwerk. Licht klingt das – so wie frischgeweißelte Kathedralen aussehen. Elegant, farbenfroh, dem Leben zugewandt. elk

„DEMISE OF PLANET X“ POP

Bisher begnügten sich die **Sleaford Mods** aus Nottingham mit Beats und Bässen, die der eine programmierte, um den anderen beim Schimpfen zu begleiten. Jason Williamson erfüllt die Aufgabe des Sängers, Andrew Fearn macht die Musik. Auf ihrem neuen Album kommen sie so großen Worten wie Musik und Singen näher als jemals zuvor. Mit zusätzlichen Instrumenten und Gästen. Williamsons Tiraden leiden keineswegs unter der Kunst. Niemand flucht virtuoser auf den Geist der Zeit als er, auf „Social Media Weightwatchers“ und Weltherrschern, die herrschen, indem sie die Welt mit Lügen fluten wie in „Flood the Zone“. Aber die Erde, der Planet X, den sie meinen hat ja sie. mp



„BAUCH, BEINE, POESIE“ FITNESS-READER

Noch ist Januar, der Monat der guten Vorsätze, und so hat das gängige Work-out „Bauch, Beine, Po“ einen literarischen Beipackzettel bekommen: Die Anthologie „Bauch Beine Poesie“ (Kanon, 20 Euro) ist eine launige Sammlung mit **Sportgeschichten** von mehr oder weniger sportlichen Schriftstellern. Mariana Leky heilt ihr „Zehnkampf-Knie“, Miranda July geht Schwimmen, Ilija Trojanow Ringen. Loriot stellt Fragen zum wichtigsten Körperteil des



Fußballers. Thomas Mann versuchte sich mal im Papa-Skilaufen, aber kehrte schon auf dem Babyhügel entnervt um. So Tochter Elisabeth. Die ging dann mit Hermann Hesse auf die Piste. rei

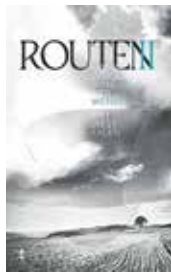
„DIE ROUTINEN“ ROMAN

Was es bedeutet, auf Olympia-Niveau zu trainieren, weiß niemand so gut wie die Turnerin Anik, die Ich-Erzählerin in **Son Lewandowskis** Roman (Klett-Cotta, 25 Euro). Die Geschichte über Mädchen auf dem Weg zur Spitze erzählt von gedrillten, optimierten und gestählten Körpern, von Grenzübertritt, Anerkennungssucht und Machtmissbrauch. Da stürzen Schambeine auf Schwebebalken, Handinnenflächen fressen Kreide und Adern drücken sich durch Haut. Die Autorin entwirft eine Poetik der Wiederholung, Konkretion und Zumutung, der man sich nur schwer entzieht. Faszinierend verschwimmen Gewalt und Zartheit, Grobheit und Präzision. gold



„ROUTEN 2“ WANDERLITERATUR

Jede deutsche Landschaft sollte einen **Hans Jürgen von der Wense** haben. Oder überhaupt jede Landschaft. So aber kann man nur ausrufen: O du glückliche Südniedersachsen (Band 1, 2023)! Ostwestfalen (der neue Band 2), Nordhessen (geplant)! Damit ist ziemlich genau das Wense-Country umrissen, das dieser geniale Außenseiter der deutschen Literatur zwischen 1932 und seinem Tod 1966 weltrekordverdächtig durchwanderte und in – zu Lebzeiten unveröffentlichte – Textberge verwandelte. Heute nennt man das Nature Writing, wobei Wenses Wanderberichte die Kulturlandschaft selbstverständlich einschließen (bei Matthes & Seitz, je Band 48 Euro). rik



SO WIRD DER „TATORT“ FERNSEHKRIMI

Wer ist man eigentlich, wenn man mal wer war und dann in den Spiegel blickt und darin niemanden mehr sieht. Pony Hübner war mal wer. Etwas, das man It-Girl nennt. Ihr Mann hat sie gemacht. Denkt er. Dann regnet es in **Stuttgart**. Es ist mitten in der Nacht. Pony taumelt zu einem Kiosk, lässt ihre Kinder im Auto sitzen. Das verschwindet im Neckar. „Ex-it“ erzählt eine seltsame Geschichte. Sie umhüllt einen wie drei kratzige Wollpullover. Jeder einzelne Plot – die Geschichte einer verlorenen Ehe, verlorenen Frau, verlorenen Schwester – hätte das Zeug zum abgründigen Sonntagabendkrimi gehabt. Alle zusammen nehmen sie einem leider den Atem. elk

